

Kapitel 1

„Daten in Erzählungen übersetzen!“ – oder: *Warum viele Daten noch keine Erkenntnis garantieren*

Maybe stories are just data with a soul.

Brenè Brown (2010)

Die wissenschaftliche Hörgeschädigtenpädagogik befindet sich im ersten Quartal des 21. Jahrhunderts in einer Situation, um die sie Wissenschaftler*innen früherer Generationen zu Recht arg beneiden würden: Wir verfügen heute über eine Vielfalt an evidenzbasierten Daten aus empirischen Studien zu den verschiedensten Themen im Zusammenhang mit der Entwicklung hörgeschädigter Kinder, die den früheren Kolleg*innen so in diesem Umfang und in dieser inhaltlichen Breite nicht zur Verfügung standen.¹

Dieser Vorteil ist erkaufte mit einer durchaus nicht trivialen Herausforderung. Diese besteht darin, dass sich mit der kontinuierlich zunehmenden Zahl an Studien ein ansehnlicher Pool an Daten anhäuft und es entsprechend trotz verfügbarer elektronischer Suchmaschinen nicht einfach ist, sich einen stets aktuellen Überblick zu verschaffen. Hinzu kommt, dass die dabei gefundenen Artikel ja auch erst einmal gelesen und vor allem verstanden und eingeordnet werden müssen. Wie sagte kürzlich die Wissenschaftsforscherin Ulrike Felt im Kontext der aktuell uns alle beschäftigenden Corona-Pandemie: Man habe zwar heute auf Knopfdruck Zugang zu einer Million von Veröffentlichungen zu Covid 19, allerdings müsse man in der Lage sein, aus der Fülle dieser Informationen Wissen zu destillieren, denn erst das Wissen mache einen in irgendeiner Form handlungsfähig.² Der schnelle und umfassende Zugang zu Daten dient somit lediglich der Einstimmung auf die eigentliche Arbeit. Das ist in der Hörgeschädigtenpädagogik nicht viel anders, auch wenn die Anzahl der zu bewältigenden Fachartikel hier natürlich deutlich geringer ausfällt.

Diese Situation, die schon Wissenschaftler*innen vor durchaus große Herausforderungen stellt, verschärft sich nochmals, wenn man den Blick auf das pädagogische Fachpersonal richtet, das an den verschiedenen Einrichtungen, in denen hörgeschädigte Kinder ihre Bildungsangebote erhalten, arbeitet – angefangen von der Frühförderung, über die Schule bis hin zur beruflichen Bildung junger gehörloser und schwerhöriger Menschen. Man kann von den Fachkräften in der Praxis nicht erwarten und auch nicht verlangen, sich zu all den relevanten Themen stets auf den aktuellen Stand der Forschung zu bringen: Sie haben dazu weder die Zeit noch ist es ihre Aufgabe, sich Daten empirischer Studien im Detail anzueignen. Gleichwohl sehen es die Fachkräfte aber sehr wohl als ihre Aufgabe, verantwortungsvoll zu handeln: Sie wollen gute Elternberatung und adäquate Vorschläge zur Kommunika-

tionsförderung in der Frühförderung anbieten, sie wollen ansprechenden Unterricht in verschiedenen Fächern in verschiedenen Altersstufen durchführen, sie wollen sich angemessen um das seelische Wohl ihrer Schüler*innen kümmern usw. Dieses Verantwortungsbewusstsein der pädagogischen Fachkräfte wiederum ist verbunden mit der Erwartungshaltung, dass all diese pädagogischen Aktivitäten mit den aktuellen Erkenntnissen aus der Forschung bestmöglich in Einklang stehen.

Aufgabe der Wissenschaft ist es deshalb, die vielen vorhandenen Informationen und Daten zu sichten, die darin enthaltenen Aussagen zusammenzuführen und zu verknüpfen – ihnen also insgesamt „Leben einzuhauchen“. Das bedeutet nun aber gerade nicht, einfache Rezepte zu schreiben und zu verteilen, sondern Inhalte und Zusammenhänge in einer Form aufzubereiten, die die konkrete Bedeutung von Forschungsergebnissen für die pädagogische Praxis deutlich und nachvollziehbar machen. Und es sollte – wo immer das möglich ist – auch aufgezeigt werden, welchen Stellenwert die gewonnenen Erkenntnisse für die konkreten Lebensverhältnisse der Adressat*innen, sprich das reale Leben der betroffenen Kinder und die Menschen in ihrem Umfeld, haben. Das ist zweifelsohne ein hoher Anspruch, insbesondere was die Komplexitätsreduktion wissenschaftlicher Daten in verstehbare Sprache angeht.

Eine Option, die sich hierfür anbietet, ist, wissenschaftliche Erkenntnisse (nicht nur, aber auch) in Erzählungen einzubinden. Erzählungen ermöglichen (sie „zwingen“ aber auch gewissermaßen dazu), gewonnene Ergebnisse aus der Forschung herunter zu brechen auf ihre zentralen Aussagen und sie mit der Erfahrungswelt der Betroffenen (Kinder, Eltern, Fachleute usw.) zu verknüpfen. Womöglich erhalten sie gerade darüber dann auch ihre besondere Praxisrelevanz, indem sie sich stark an der Lebenswelt ihrer Adressat*innen orientieren. Daraus entsteht dann gegebenenfalls das, was Brenè Brown mit ihrem Eingangszitat zu diesem Kapitel gemeint hat, wenn sie sagt, dass Geschichten bzw. Erzählungen vielleicht so etwas wie „Daten mit einer Seele“ sind.

Zur Bedeutung des Erzählens

Erzählungen hat es in der Geschichte der Menschheit schon immer gegeben und sie haben eine lange Historie, die z. B. bereits in den Höhlenmalereien vor 40.000 Jahren zum Ausdruck kommt. Der Soziologe Andreas Reckwitz hält dazu fest, dass Kultur sich über Erzählungen bildet und eine Gesellschaft ohne Erzählungen überhaupt nicht vorstellbar ist.³ In den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts hat sich sogar innerhalb der Psychologie mit der „Narrativen Psychologie“ ein eigener wissenschaftlicher Zweig etabliert, dessen wichtigstes Ziel es ist, dazu beizutragen zu verstehen, wie Menschen Erzählungen und Geschichten nutzen, um ihrem Leben Sinn zu verleihen.⁴

Menschen geben somit dem, was sich in ihrem persönlichen Leben als auch im gesellschaftlichen Leben ereignet, über Erzählungen Sinn und Bedeutung und sie versuchen darüber auch, sich selbst und die Welt um sie herum besser zu verstehen

und die Dinge des Lebens für sich klarer einordnen zu können.⁵ Dabei werden in Erzählungen nicht nur Informationen und Fakten vermittelt, sondern vor allem auch Werte und Emotionen. Häufig und immer wieder berichtete Erzählungen, mit denen sich viele Menschen identifizieren können und/oder in denen sie sich wiederfinden, entfalten ein gemeinsam geteiltes Bild mit starker Strahlkraft (in den letzten Jahren hat sich hierfür vielerorts die Verwendung des Begriffs „Narrativ“⁶ in die Diskurse eingenistet). Aussagekräftige Erzählungen sind demnach auch eine Möglichkeit zur gesellschaftlichen Orientierung und können Zuversicht für anstehende Herausforderungen in der Zukunft vermitteln.

Aber: Erzählungen können zwar die Gemeinschaft stärken und Zusammenhalt stiften, sie können jedoch ebenso dazu beitragen, dass Gemeinschaften gespalten werden. Gerade in Zeiten der Corona-Pandemie zeigt sich diese Problematik in besonderer Weise und Schärfe, wenn es z. B. um den angemessenen Umgang mit Positionen von Corona-Leugner*innen oder Impfgegner*innen geht, wo der Austausch sachlicher Argumentationen im Kontext sehr unterschiedlicher Erzählungen oft schwer möglich bis unmöglich geworden ist.

Dass Erzählungen in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens eine Rolle spielen, zeigt sich u. a. daran, dass politische Parteien, Wirtschaftsunternehmen, Universitäten, die Kirchen usw. sich durch bestimmte Erzählungen positionieren, mit denen sie ihre Leitbilder, ihre Philosophie sichtbar machen und darüber auch versuchen, Macht zu bündeln und Einfluss zu nehmen. Gern zitiert werden als Beispiele in politischen Diskursen die Losung „Liberté, Egalité, Fraternité“ als sogenanntes Narrativ der Französischen Revolution,⁷ das Bild „vom Tellerwäscher zum Millionär aufsteigen zu können“ als der „Amerikanische Traum“⁸ oder die Erfolgsstory der „Sozialen Marktwirtschaft“ in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg.⁹

Entwicklungen und Veränderungen von Erzählungen im Laufe der Zeit

Erzählungen haben im Laufe der Jahrhunderte Wandlungen vollzogen. In früheren Zeitaltern (vor der sogenannten Postmoderne) waren diese Erzählungen umfassender, und vor allem war das Angebot an Erzählungen überschaubarer als dies heute der Fall ist. In diesem Zusammenhang wird sehr oft der französische Philosoph Jean-Francois Lyotard zitiert, der in seiner Studie „Das Wissen der Postmoderne“ 1979 das „Ende der großen Erzählungen“ proklamiert hat und das u. a. mit einem grundlegenden Glaubensverlust in der postmodernen Gesellschaft erklärt hat.¹⁰ Als Urheber dieser (früheren) großen Erzählungen oder Meta-Erzählungen sah Lyotard zwei deutsche Philosophen: Immanuel Kant mit seiner Erzählung von der Befreiung des rationalen Individuums durch die Aufklärung, und Georg Wilhelm Friedrich Hegel mit seiner Erzählung, dass die Geschichte ein Ziel habe. Lyotard kam zu der Auffassung, dass keine dieser großen, umfassenden Erzählungen mehr an der Schwelle zur Postmoderne ausreichend Erklärungslegitimation für sich beanspruchen könne.

Das liegt u. a. an den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen, die für den deutschen Sprachraum Ulrich Beck in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts so

eindrücklich beschrieben hat¹¹ und die in den Ausführungen von Andreas Reckwitz mit seinem Buch „Die Gesellschaft der Singularitäten“ ihre Fortschreibung und Ausdifferenzierung erfahren haben.¹² Diese Veränderungen haben dazu beigetragen, dass sich heutzutage Menschen immer weniger auf selbstverständliche Gewissheiten berufen können und im Rückgriff auf allgemein geteilte Wahrheiten gesichert sagen können, was richtig und was falsch ist. Daniel Schreiber meint, dass sich die Individuen im Verständnis von Lyotard heute vielmehr auf sich zurückgeworfen erleben und sich entsprechend ihren Lebensweg eigenständig und fortlaufend zwischen zahlreichen „kleinen Erzählungen“ bahnen müssten.¹³ Anders ausgedrückt kommen Menschen heute nicht umhin, sich selbst ihren Weg zwischen verlorenen Gewissheiten und neuen Sicherheiten zu suchen.¹⁴ Das Ende der großen Erzählungen ist somit mitnichten das Ende der Erzählungen schlechthin gewesen, vielmehr sind an ihre Stelle im Zuge der Ausdifferenzierung moderner Gesellschaften und der damit einhergehenden „neuen Unübersichtlichkeit“, wie Jürgen Habermas¹⁵ das beschrieben hat, viele kleine Erzählungen getreten.

Diese Zunahme an vielen „kleinen Erzählungen“ bringt Reckwitz zusammen mit der „Gesellschaft der Singularitäten“, so der oben bereits erwähnte Titel seines weithin bekannten Buches: Diese Gesellschaft erwartet von den Menschen oder sozialen Gruppierungen, dass sie auf ihre besondere, einzigartige Weise attraktiv – eben singulär – sind, und das kann nur über Erzählungen gelingen, die diese Einzigartigkeit transportieren und in denen das einzelne Individuum oder die jeweilige soziale Gruppe sichtbar werden.¹⁶

Nie war es so einfach, Erzählungen zu produzieren und unter die Menschen zu bringen

Die Vielfalt der Erzählungen und ihre Verbreitung wird dabei im 21. Jahrhundert durch den Aufschwung der sozialen Medien sehr begünstigt: Sie tragen dazu bei, dass heutzutage nahezu jede*r, der*die ein Smartphone besitzt und sich in sozialen Netzwerken aufhält, jederzeit (s)eine Erzählung in die Welt setzen kann und solche Erzählungen grundsätzlich das Potenzial haben, sich mit enormer Geschwindigkeit zu verbreiten. Das ist nicht zwingend von Vorteil, insbesondere dann, wenn es sich um Erzählungen handelt, deren Faktenbasis schwach oder gar falsch ist. Leider verbreiten sich auch solche Erzählungen durch die sozialen Medien sehr schnell. Es geht dabei heute in den sozialen Netzwerken oft weniger um Tatsachen, sondern darum, was den Nutzer*innen gefällt („Likes“) oder nicht gefällt („Dislikes“). Die Tweets des früheren amerikanischen Präsidenten Trump, mit denen er in großem Umfang seine Regierungsgeschäfte erledigte und es offensichtlich mit der Wahrheit nicht ganz so genau nahm¹⁷, sind hier nur ein besonders herausstechendes Beispiel dafür, wie man sich so etwas vorzustellen hat.

Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen hat das, was bei dem Geschwindigkeitswahn, den digitale soziale Netzwerke bedienen, sehr oft passiert, als „kommentierenden Sofortismus“ bezeichnet.¹⁸ Dieser läuft nach dem Motto, wie das Dirk von Gehlen einmal formuliert hat: „Man weiß zwar noch nicht genau, worum es geht, hat